

# Sinn für Hochofenromantik?

## Escher Jugendliche auf der Suche nach der Industrielwelt ihrer Großväter

*Uelzecht-Kanal, das Jugendfernsehen aus dem Escher Lycée de Garçon, speist über einen schuleigenen Modulator ein monatliches Fernsehprogramm ins Escher Kabelnetz ein. Regelmäßig setzt man sich dort mit der Industrielwelt des Bassin Minier auseinander. Auf diese Weise sind die jungen Escher Fernsehmacher um Lyzeumsdirektor Georges Konsbruck auch zu Hütern und Verbreitern regionaler Identität geworden. Mit einer Arbeitsmethode, die sich am Fernseh-Feature inspiriert, führt Deutschlehrer Ed Maroldt, Administrator des Uelzecht-Kanal, die Jugendlichen seines Teams zu den Menschen der Industriekultur.*

Ohne Forscherehrgeiz, dafür aber mit umso größerem Multimedia-Verstand und dank der Kollaboration der Arbed-Kommunikationsabteilung, haben die Escher drei Erinnerungswerke auf den Markt gebracht. Die Broschüre «De leschten Héichuewen» wurde zum absoluten Bestseller. Auch mit der gleichnamigen Videokassette und dem Dokumentarfilm zum Bergbau «Gare la mine» hatte man Erfolg.

Ehemalige Werksangehörige der Arbed oder Hadir haben im Laufe der Zeit aus den Büros ihrer Betriebsabteilungen, die sich in Auflösung befanden, Betriebsbücher, Photo-Material und Dokumente gesammelt und für das eigene Archiv «gerettet». Es ist leider zu befürchten, daß nach deren eigenem Ableben, die nächste Generation den Familienspeicher aufräumt und «mat dem ganzen Krèppeng op d'Sidor fiert». Wundern täte es mich nicht, denn Redaktionssitzungen mit Jugendlichen in unserem lokalen Fernsehsender Uelzecht-Kanal haben mir bewiesen, daß der Faden zwischen der postindustriellen Generation und der Generation ihrer Industrie-Großväter bereits gerissen ist.

Nicht von ungefähr erwähne ich dies hier an erster Stelle. Aus Anlaß der Sen-

dung «Industriebrachen» des Uelzecht-Kanal weilten wir nämlich in Neunkirchen, um dort eine Reportage über die zwei erhaltenen Hochöfen der Stadt Neunkirchen zu drehen. Weil ich keinen emotionalen Bezug zu den erkalteten Öfen hatte, wirkten sie schon auf mich wie Fremdkörper. Vielleicht erging es mir aber auch so, weil die beiden relativ

kleinen Metallgerüste im Vergleich zur UNESCO-geschützten Völklinger Hütte wie Lego-Attrappen wirken. Industrielles Treigut in der Konsumflut der Neunkirchener Einkaufsmeile! Passé, dépassé, zu schwächtigt, um bei einer Jugend, die an digitale Hollywood-Kulissen gewohnt ist, noch wirken zu können. Wer den Erfolg der Tita-

*Rouleurs de minerai de fer à l'usine de Dudelange (entre -deux-guerres), (Foto: AILUX)*



Als ich meine Arbeit auf der Arbed begann, war ich 14 Jahre alt. Meine erste Aufgabe war, wie bei jedem Neuankömmling, natürlich als Laufbursche zu dienen. Ich half und ersetzte überall, und überbrachte Nachrichten. Dann bekam ich meine erste Arbeit im Walzwerk. Dort drehte ich die glühenden Eisenstangen. Das war natürlich eine ziemlich heiße Stellung, und man verbrannte sich auch ziemlich oft. Ich hätte auch Vorarbeiter werden können, doch ich wollte diese Verantwortung nicht auf mich nehmen. Ich war zufrieden mit meiner Stelle, auch wenn ich mir einmal kräftig den Hintern an einer glühenden Eisenstange verbrannte. Das war jedoch nun wirklich keine schwere Verletzung, denn mein Schwager verlor bei der Arbeit ein Bein. Einem anderen Bekannten, der sich sehr schwer am Fuß verletzt hatte, dem wollten sie im Krankenhaus auch den Fuß abschneiden. Aber er wollte nicht, und floh auf einer Krücke aus dem Krankenhaus. Schließlich wurde sein Fuß wieder gesund, und er war glücklich, daß er ihn sich nicht hatte abschneiden lassen.

Eines hatte die Stellung bei den glühenden Eisenstangen aber für sich: wir konnten unsere Würste darauf braten. Dies ist kein Witz. Alkohol war natürlich strengstens verboten. Da wir aber schon mal Durst bekamen, ging derjenige, der an der Reihe war, (es mußte nämlich immer einer mit einer riesengroßen Thermoskanne Kaffee holen gehen) in die gegenüberliegende Kantine. Wenn er dann zurückkam und mit der Kanne irgendwo gegenstieß, erklang ein Geräusch von Glas, das gegeneinander schlägt. Dies war ja auch kein Wunder, denn die ganze Kanne war randvoll mit Bierflaschen gefüllt.

Damals wurde auch noch viel gefeiert, und oft fehlte am Tag nach einer Feier einer. Er hatte dann wohl noch genug vom Vorabend, und blieb zuhause in den Federn. Ja, damals wurde auch schon blau gemacht. Ich habe jedoch, jetzt ohne mich rühmen zu wollen, nie absichtlich blau gemacht. Ich wurde nur nicht geweckt. Wenn ich zum Beispiel bei einem Konzert mitgespielt hatte (ich spielte nämlich Ziehharmonika) und am nächsten Tag noch genüßlich schlummerte, tat ich meiner Mutter leid, und sie ließ mich weiterschlafen.

Wir arbeiteten natürlich nach Schichtensystem. Und das Unangenehmste daran war natürlich der «langen Tour». Wir mußten dann zum Beispiel eine Nacht- und eine Frühschicht nacheinander ohne Pause durcharbeiten. Dann hatten wir nur eine, anstatt zwei Schichten frei, und dann gleich wieder zur nächsten Schicht erscheinen. Danach war man schon sehr erschöpft, und gönnte sich gerne ein Bier mit einem Schnaps.

Das jedoch nicht nur nach dem «langen Tour», sondern nach jeder Schicht. Dann standen die Türen der Kneipen weit offen, und auf jedem Tisch standen Bier und Schnaps. Dort traf sich dann die ganze Gesellschaft, trank schnell aus, legte das Geld hin und lief schnell zu seinem Bus, Fahrrad oder Auto, oder er lief gleich nach Hause.

Mit den Kollegen verstanden wir uns eigentlich auch sehr gut. Doch als die Neulinge, die auf der werkseigenen Berufsschule gelernt hatten, dann schon von Anfang an eine höhere Stelle bekamen, nur weil sie einen Abschluß hatten, und wir, die wir viel mehr Erfahrung hatten, nicht befördert wurden, wurden wir dann doch stutzig, und vertrugen uns nicht immer so gut mit den Neulingen.

Das größte Spektakel war allerdings am Monatsbeginn. Dann bekamen die Arbeiter einen Vorschuß auf ihr Gehalt. An dem Tag standen dann die Frauen vor den Eingangstoren und nahmen ihren Männern das Geld sofort ab, damit sie nicht alles in den Kneipen ausgeben konnten. Am Ende des Monats gab es dann den Rest des Gehalts, und das gleiche spielte sich nochmal ab. Es muß dazu natürlich gesagt sein, daß wir das Geld damals noch in einer Lohntüte in die Hand gedrückt bekamen, denn Bankkonten gab es noch nicht, und später hatten die meisten Arbeiter Probleme, den Banken zu trauen, da Bankkonten bis zu jener Zeit sehr ungewohnt waren.

**Sandra Bohler, Differdingen, den 23. Juni 1997**

nic-Romanze im Kino miterlebt hat, versteht, weshalb ich vorschlage, die Aufbauten des Belvaler Hochofens für ein Musical über die Romanze eines jugendlichen Arbeitslosen-Paares in der Zeit des Neo-Liberalismus zu nutzen.

Wie erhält man am besten das Zeugnis der großen Belvaler Hochofen?

Niemand trauert den alten Röhren-Rundfunkempfängern der fünfziger Jahre mit eingebauten Schallplatten-Pickup nach, nur weil sie klumpiger, bombastischer waren als die modernen Compactradios mit eingebautem Wecker. Auf ebenso unerbärmliche Art und Weise wurden die Belvaler Blechmantelkästen durch eine performante Mini-Mill überrollt. Es ist Platz frei geworden. Es heißt ihn für die Jugend zu nutzen.

Zusammen mit Marc Lis und Jann Herr waren wir im Herbst 1996 im Dokumentareinsatz, als chinesische Männer und Frauen Hochofen C mit Schweißbrennern in Stücke zerlegten, die Windheizter mit akrobatischem Geschick Metallring um Metallring abseilten und verluden. Mir tat's weh ums Herz, daher unterlegten wir auch die Reportage mit entsprechender Filmmusik, aber ich kann ihnen versichern, die China-Men haben nicht die Seele meiner Heimatregion entführt, verschifft. Metall an sich erweist sich als kalt, und wer mag schon ein kaltes Herz.

Und doch! Es gab dieses Leben am Hochofen. Das für mich wohl schönste Dokumentarerlebnis war, als wir zusammen mit Oberbürgermeister Guy Bock während einer sonntäglichen Reparaturschicht frühmorgens auf der Gichtbühne von Hochofen B auf Belval standen. Wohl niemals mehr wird man im Escher Raum über einen höheren Panoramapunkt verfügen. Von dort in die Runde zu sehen war exotisch, ein Anblick, dem die Kürze der Dauer den besonderen Reiz verleiht, weil schon bald der Gasdetektor uns zu besonderer Eile antrieb und uns die Treppen hinab zu irdischem Guß und Schlacke hinunterschickte. Dort unten am Gußblock erlebte man Arbeiter, die versuchten die Maschinerie am Leben zu erhalten, kranke Körperteile gegen Prothesen auszutauschen. Sie erzählten ins Mikro-

phon mit einer Stimme, die gefärbt war von den Strapazen eines rauen Arbeiterlebens, vermittelten ihre Haßliebe zum Ofen. Ein Gefühl, gemischt mit Fürsorge, Verantwortungsgefühl für die Produktion, wie ein Touristenführer in einem Industriemuseum sie wohl niemals wieder aufleben lassen kann. Mit dem Ende des Industriezeitalters geht unserem Land die Kompetenz von Männern verloren, die einen großen Mitarbeiterstab führen konnten. Verloren gehen uns proletarische Erzählweisen, wie ich sie von der Kriegsgeneration bei ihren Stalingrad-Berichten in Erinnerung behalte. Es mag gut sein, daß wir, die nachgerückt sind, weder Kriegsleben noch entbehrungsreiche Arbeitswelt zu verherrlichen brauchen. Laute Geräuschkulisse, wie sie einst in der Industrielwelt gang und gäbe waren, gibt es bald nur noch in Discos oder dem überlauten Vorführungsraum des Kinos Utopolis. Leben geben, Lebendiges schützen, Lebensgefahr! Die Hüttenarbeiter kannten es und wußten auch, wie die nebenstehend abgedruckten Interviews unserer Schüler es beweisen, darüber zu erzählen.

Als vor kurzem eine junge Frau im Fernsehstudio des Uelzecht-Kanal berichtete, wie sie bei einem Kinobesuch ihr noch Ungeborenes im Mutterbauch vor der Geräuschkulisse eines James-Bond-Filmes mittels Mänteln zu schützen suchte, meinte ich das Geheimnis, die Voraussetzung des epischen Erzählens erfaßt zu haben: Erzählstoff um das Leben herum. Leben, das man gibt, Leben, das man schützt, Leben, um das man kämpft. Lebensgefahr bei der Arbeit und bei der Geburt!

Im Juli 1997 hatte die Arbed unserem Filmteam eine Besonderheit inszeniert, als speziell für unsere Kameras noch einmal fünf Schlackenhumphen auf dem Ehleringer Tipp mitten in der Nacht jenen roten Flammenzauber entfachten, der in unserer Kinderzeit die Hüttenwelt zu einem Naturereignis werden ließ. Es war wie beim Feuerwerk, meinten die Kinder, die wir mitgeholt hatten. Nur wärmer, den Körper berührend, ein Abenteuer. Ja, wer eine Welt, die verschwunden ist, zur Jugend rüberbringen will, muß sich auf Abenteuertrips ein-

*Herr Henri Schilling arbeitete 38 Jahre, von 1950 bis 1988 bei der Arbed in Differdingen. Er war bereit, mir einige Fragen zu beantworten und Informationen über seine Arbeit im Stahlwerk zu geben.*

*Wie kamen Sie zu Ihrer Arbeit?*

Ich verlie' die Handwerkerschule ein halbes Jahr früher, um den Militärdienst zu absolvieren. Dann kam ich durch einen Bekantenzur Arbeit bei der Hadir. Zu der Zeit entschied man nicht selbst - meine Ausbildung und meine Arbeit wurden von meinem Vater bestimmt, unter anderem aus finanziellen Gründen. Anfangs arbeitete ich in den Konstruktionshallen, doch diese Arbeit war anstrengend, denn es war unter freiem Himmel, ob es schneite, regnete oder die Sonne schien. Zu der Zeit verdiente ich 4200 F im Monat. 1953 wurde ich Walzendreher. Jeder hatte dort einen festen Arbeitsplan für seinen Tag, und wenn man mehr schaffte, konnte man befördert werden. Der erste Dreher verdiente am meisten, im Betrieb durften aber nur 33% der Dreher «erste Dreher» sein. Bei 56 Mann waren das 16. Durch eine Vereinbarung mit meinem Chef arbeitete ich als zweiter Dreher, aber mit dem Prozentsatz eines Ersten. 1956 verdiente ich dann 5200 F. 1957 kam ich dann zum Bau. das war Schichtenarbeit und hatte den Vorteil, daß man viel Freizeit hatte und selbst bestimmen konnte, wieviel man arbeitete.

*Wie stand es mit Feiertagen und Ferien?*

In den ersten drei Jahren hatte ich nur 6 Tage pro Jahr. Dann 8 Tage und nach 5 Jahren 12. Als ich dann 25 Jahre im Dienst war, hatte ich 25 Tage plus den Ruhetag, der durch die Arbeitszeitverkürzung eingeführt wurde. Sonst war es eine 56 Stunden Woche ohne Ruhetag. Dadurch war der Verdienst aber auch höher.

*Wie haben Sie die Evolution der Arbed mitbekommen?*

In den 70er Jahren begann die Modernisierung. Uns wurde gesagt, daß dies uns nur Vorteile bringen würde. Doch das war nicht der Fall. Wir arbeiteten größten Teils nur noch an Computerbänken. Man stand da und war nur noch dafür da, um auf einen Knopf zu drücken, falls etwas schief ging.

*Wie war die Stimmung am Arbeitsplatz?*

Die Stimmung war gut bis auf kleinere Streitereien wie überall. Man war stolz auf seine Arbeit, weil die Wirtschaft als Reichtum des Landes galt. Als dann 1975 die Krise kam, haben viele Freundschaften gelitten. Dadurch daß viele entlassen wurden, kam sogar Rassismus auf, da die Luxemburger nicht verstehen konnten, warum sie gehen mußten, aber ein Franzose zum Beispiel bleiben durfte. Wenn man entlassen wurde, wenn man noch jung war, war das nicht so schlimm, die meisten konnten noch Karriere machen. Doch ich war damals schon um die 40, und da war der Druck schon größer.

*Mochten Sie Ihre Arbeit und würden Sie sich noch einmal so entscheiden?*

Anfangs war es mehr physische Arbeit, und am Ende eines anstrengenden Tages hatte man eine gewisse Befriedigung, weil man wußte und in den Knochen spürte, was man geleistet hatte. Doch dann nach der Modernisierung wurde mir bewußt, daß jeder nur eine Nummer war, die leicht zu ersetzen war. Die Freude am Beruf war weg, als das Handwerkliche seine Bedeutung verlor. Der kleine Arbeiter hatte keine Übersicht über das, was passierte. Er sollte das Denken abschalten und trotzdem vollen Einsatz bringen. Noch einmal würde ich nicht in solch einem großen Betrieb arbeiten wollen. Man behält nämlich keine eigene Persönlichkeit und wenn man keine Motivation hat, findet man auch keine Erfüllung in der Arbeit. Ich bin der Meinung, daß man in erster Hinsicht für sich selbst und seine eigene Zufriedenheit arbeiten sollte.

*Was haben Sie gemacht zum Ausgleich Ihrer Arbeit?*

Ich habe mich mit meiner Arbeit auseinandergesetzt; ich habe nie alles geschehen lassen, ohne darüber nachzudenken. Viele sind durch ihre Arbeit abgestumpft, sie waren für nichts zu begeistern. Nach der Arbeit sind alle in Café's gegangen, und wenn man nicht mitging, gehörte man nicht dazu.

*Wie war Ihr Verhältnis zu den Vorgesetzten?*

Im ganzen hatte ich drei Chefs. Darunter war nur einer, mit dem man menschlich sprechen konnte. Das Wichtigste war der Respekt vor der Arbeit des anderen; wenn dieser Respekt nicht existierte, war man seinen Vorgesetzten ausgeliefert. Ich lernte schnell, daß man seine eigene Meinung haben sollte, sie aber manchmal für sich behalten sollte.

*Jacqueline Schaeffer*

stellen. Muß Hochöfenanlagen mit ihren Dinosaurierhälsen als Jurassicparks anlegen.

Sechzehnjährige Schüler haben für eine Schularbeit im LGE ihre Nachbarn, ihre Großväter über die Arbeitswelt ausgefragt, haben diese oft zum ersten Mal über Dinge erzählen hören, die sich wie

die Geburten ihrer Kinder, wie erste Liebe und Heirat, wie der Tod der eigenen Eltern im Kopf der ehemaligen Schmelzerten festgebohrt haben. Dinge, die es wert sind, weitererzählt zu werden. Es ist Zeit geworden, diese Dinge in Schrift und Bild festzuhalten. Es ist höchste Zeit!

**Ed Maroldt**

(Die Videokassetten sind beim Uelzecht-Kanal zu beziehen. Konto BCEE 5000/1562-8. «De leschten Héichuewen» (750 Flux), «Gare la mine» (500 Flux)

Rechte Seite: "Diddeléng: D'Schwemm am Schwarze Wee", document extrait du film "vu Feier an Eisen"

*Auf dem Nachhauseweg überlegte ich mir, wie ich einen Hüttenarbeiter finden könnte. Doch ich kannte niemanden, der dort arbeitete. Meine Mutter gab mir den Tip, meinen Nachbarn zu fragen. Der Vater meiner Nachbarin war nämlich in einem Hüttenwerk tätig. Da wir zu den Nachbarn eingeladen wurden, konnte ich das Interview dort gut machen.*

*Wann haben Sie begonnen, im Hüttenwerk zu arbeiten?*

Das war im Februar 1946.

*Und in welcher Ortschaft?*

In Rodange im kleinen Walzwerk, d.h. dort wo man kleines Eisen herstellt.

*Wann sind Sie in den Ruhestand getreten?*

Das war im Jahr 1984.

*Welche war Ihre Tätigkeit?*

Als ich in Rodange anfang, war ich zuerst am Hebekran tätig. Dort habe ich Eisenbalken ein- und ausgehängt. Die Arbeiter auf dem Kran waren sehr mit Magenschmerzen geplagt, weil es dort schwankte. Später wechselte ich dorthin, wo die Balken gebündelt wurden, d.h. zum «Modelage», wie man dafür sagte. Nach dem Krieg mußten wir jede Arbeit machen, die gerade anfiel.

*Wie haben Sie Ihre Arbeit erreicht?*

Nun, am Anfang benutzte ich das Fahrrad, was nicht immer angenehm war, denn bei Regen waren die Kleider naß. Im Werk mußten wir sie dann in einen Schrank legen, wo sie nicht trockneten. So konnte man abends mit den nassen Kleider wieder nach Hause fahren. Später nahm ich dann den Bus.

*Wie war das Klima zwischen Ihren Arbeitskollegen?*

Es war ziemlich gut, trotzdem blieben Meinungsverschiedenheiten nicht aus. Wegen des Lohnes zum Beispiel gab es auch schon mal Schwierigkeiten. Ein Junggeselle und ein Vater von sechs Kindern bekamen nicht den gleichen Lohn für die gleiche Arbeit. Der Junggeselle konnte nicht verstehen, wieso er weniger bekam als der Familienvater. Von den gesamten Arbeitern waren 70% Belgier, der Rest bestand aus Luxemburgern aus dem Ösling und Gutland.

*Und wie war das Verhältnis zu Ihren Vorgesetzten?*

Es ging so. Ich habe mich nicht davor gefürchtet, ihnen meine Meinung zu sagen, wenn mir etwas nicht gefiel. Denn ich habe mich nicht herumkommandieren lassen. Manchmal bekam man nach Schluß eine Zigarre, die der Chef spendierte. Doch er übergab diese nicht persönlich!

*Haben Sie Ihre Arbeit gerne getan?*

Oh, ja! Sonst hätte ich sie nicht fast 40 Jahre lang durchgeführt.

*Hatten die Maschinen oft Pannen? Welche?*

Nun das ist schon mal vorgekommen. Ich erinnere mich, die in Rodange hatten ja eine Zeitlang den Strom selbst erzeugt auf den Hochöfen, als der Strom dann ausblieb und nichts mehr funktionierte. Wir mußten das Eisen, das noch in den Walzen steckte, herausbekommen. Das war nicht gerade ein Zuckerschlecken. Man

glaubt nun, daß wir dadurch eine Pause mehr hatten, aber das stimmte nicht, denn wir mußten dann andere Arbeiten erledigen.

*Haben Sie bei schlimmen Unfällen Arbeitskollegen verloren?*

Ich erinnere mich an einen sehr tragischen Unfall, als ein Kollege von mir im Anzug in die Walze hineinrutschte. Dieser Unfall passierte in der Woche, als die Leute das Hüttenwerk besichtigen konnten.

*Welches war für Sie der schlimmste Unfall?*

Als ich selbst verletzt wurde. Das passierte im Jahre 1956/57.

*Wie kam es dazu?*

Ein Paket mit heißem, zusammengebündeltem Eisen fiel auseinander, als ich dazwischenging, um noch etwas zu erledigen. Also die Drähte, die das Ganze zusammenhielten, lösten sich. Dann war ich zwischen der Mauer und dem Paket mit meinem Bein eingeklemmt. Ich erlitt Verbrennungen dritten Grades und mußte über ein Jahr krankgeschrieben werden.

*Wessen Schuld war es?*

Das sagt man lieber nicht. Es bestehen ja immer mehrere Ursachen dafür. Das Paket ist zusammengehalten durch zwei Drähte; der Eine auf der einen Seite, der andere auf der anderen Seite. Wenn diese nicht ordentlich festgemacht sind, können sie wegen des hohen Gewichts reißen.

*Hatte sich im Laufe der Jahre viel verändert?*

Das kann man wohl sagen. Als ich in Rodange anfang, ging alles in einem ruhigen, gelassenen Tempo voran. In den siebziger Jahren wurde das Tempo dann beschleunigt, und alles mußte schnell, schnell gehen. Sobald man keine Arbeit mehr hatte, wurde wieder Arbeit gefunden. Im Gegensatz zum Anfang der sechziger Jahre, als man genau gesagt bekam, was an diesem Tag zu erledigen war. War man früher fertig, konnte man gehen. Doch die Hochöfenarbeiter mußten oft länger arbeiten; manchmal sogar an Sonntagen, denn der Hochofen durfte nicht ausgehen. Für mich dauerte die Arbeitszeit 8 Stunden pro Tag, von montags bis samstags.

*Sind auch die Maschinen modernisiert worden?*

Nachdem die Arbed MMR-A Rodange übernahm, wurden die Hochöfen ausgemauert, obwohl sie noch für weitere fünf oder sechs Jahre gebrauchsfähig gewesen wären. Es wurde keine Rücksicht genommen, es wurde nur gesagt, bis wann alles weg sein mußte. 1969 haben sie das Walzwerk modernisiert. Das heißt das Kühlbett wurde erneuert. Um gleich mehr Produktion machen zu können, hat das nicht recht funktioniert, denn es brauchte Zeit, bis alles richtig lief. Danach haben sie mehr produziert.

*Würden Sie heute nochmals diese Arbeit wählen, wenn Sie die Gelegenheit hätten?*

Ja sicher. Warum nicht?!

**Dorothy Noël**